

Norbert Gestring, Jan Wehrheim (Hg.)

URBANITÄT IM 21. JAHRHUNDERT

campus

Urbanität im 21. Jahrhundert

Norbert Gestring, Dr., ist Stadtsoziologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.
Jan Wehrheim, Dr., ist Professor für Soziologie am Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik der Universität Duisburg-Essen.

Norbert Gestring, Jan Wehrheim (Hg.)

Urbanität im 21. Jahrhundert

Eine Fest- und Freundschaftsschrift für Walter Siebel

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Für Walter Siebel, Soziologe und Stadtforscher, zum 80. Geburtstag

ISBN 978-3-593-50970-9 Print

ISBN 978-3-593-43989-1 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2018 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Einleitung: Urbanität im 21. Jahrhundert.....	9
<i>Norbert Gestring und Jan Wehrheim</i>	

Teil I Urbanitätsbegriffe und -konzepte

Von einigen, die auszogen, Urbanität zu verstehen. Lebensstil, Leitbild, städtebauliche Propaganda oder entleerter Begriff?	29
<i>Klaus Selle</i>	

Urbanität und Wohnen: Eine Spurensuche nach einer unabdingbaren Voraussetzung in klassischen Texten.....	47
<i>Christine Hannemann</i>	

Wiederentdeckung urbaner Kultur: Die moderne Großstadt der 1920er Jahre als Modell?.....	64
<i>Carsten Keller</i>	

Teil II Die Stadt als Ort des Fremden

Migration ist die Essenz von Urbanität in den europäischen Städten.....	81
<i>Felicitas Hillmann</i>	

Migration und Stadt – Zur Integration von Migranten in innerstädtischen Quartieren.....	96
<i>Andreas Farwick</i>	

Die Stadt als Ziel von Migration und Ort der Integration 113
Andrea Janßen

Kulturelle Differenz als urbane Ressource und Konfliktpotenzial..... 129
Ingrid Breckner

Teil III Soziale Ungleichheit und soziale Konflikte

Stadt und soziale Frage – eine Problemskizze..... 149
Martin Kronauer

Die »soziale Stadt« – hat sie eine Zukunft? 175
Dieter Läßle

Das Phoenix-Projekt und die große Erzählung vom Neuen Dortmund:
 Diskussionen um »gefühlte« Gentrifizierung im Stadtteil Hörde 196
Susanne Frank

Urbanität durch soziale Mischung? 215
Moritz Rinn und Jan Wehrheim

Teil IV Politik und Planung: Urbanität zwischen Vergangenheit und Zukunft

Rekonstruktion und soziales Gedächtnis – wie Erinnerungen unsere
 Städte verändern 237
Marianne Rodenstein

Wunden heilen – Stadtentwicklung als Wiedergutmachung?
 Das Beispiel Potsdam 256
Hermann Voesgen

Interkulturelle Öffnung und Diversity Mainstreaming als kommunaler
 Handlungsauftrag 275
Ayça Polat

Innovationen in der räumlichen Planung: Zum Wechselverhältnis von inhaltlicher Entfaltung und räumlicher Verbreitung des Neuen.....	294
<i>Oliver Ibert, Gabriela B. Christmann, Johann Jessen und Uwe-Jens Walther</i>	
Automatisierung des (urbanen) Verkehrs – Neu-Erfindung oder Widerspruch zur »Europäischen Stadt«?	313
<i>Jens S. Dangschat</i>	
Urbanität in Smart-City-Entwürfen und Stadtvisionen? Moderne Stadtentwicklung zwischen Songdo und Limerick	336
<i>Martina Löw und Jörg Stollmann</i>	
Social Media, Algorithmen und die urbane Kultur: Plädoyer für eine kulturelle Transformation	344
<i>Thomas Krämer-Badoni</i>	
Autor*innen.....	363

Einleitung: Urbanität im 21. Jahrhundert

Norbert Gestring und Jan Wehrheim

Urbanität ist ein schillernder Begriff, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Alltagssprache. In der Architektur verbindet man mit Urbanität Häuser und Gebäudeensembles, in der Planung die Gestaltung von Straßen und Plätzen in Städten, in der Politikwissenschaft die Mitbestimmungschancen der Stadtbürger*innen, im Marketing die Imageproduktion von Städten, im Tourismus das Angebot an städtischen Events. In der Soziologie verbindet man mit Urbanität meist eine spezifisch großstädtische Lebensweise – die Liste ließe sich fortsetzen. Wie für den Begriff »Integration« gilt auch für »Urbanität«, dass man ihn nicht verwenden kann, wenn man nicht vermittelt, was man darunter versteht, da ansonsten jede*r etwas Anderes meint, wenn er oder sie über Urbanität kommuniziert (vgl. Selle in diesem Band).

Hier soll es im Folgenden um Urbanität als Lebensweise gehen, also um den soziologischen Begriff. Der Versuch, einen soziologischen Begriff von Urbanität zu präzisieren, hat wiederum mindestens zwei Probleme zu bewältigen, soll der Begriff nicht nur als instrumentell-politischer, sondern auch als analytischer verwendet werden. *Erstens* kann es kein überhistorisch gültiges Verständnis von Urbanität geben, denn ganz offenkundig lassen sich die Lebenswirklichkeiten des Kaufmanns im mittelalterlichen Bremen, der Binnenwanderin im Slum von Mumbai, des Arbeiters in Berlin-Wedding in der Phase der Urbanisierung im 19. Jahrhundert und der Alleinerziehenden heute in Hamburg-Mümmelmannsberg nicht auf einen Begriff bringen. *Zweitens* ist auch die »Stadt« jeweils etwas anderes. Weber (2000 [1921]) beschrieb die mittelalterliche Stadt des Okzidents als das ganz andere, als das Gegenüber zum Land in ökonomischer und sozialer wie auch in räumlicher Hinsicht. In Westeuropa ist dieser Stadt-Land-Gegensatz seit der Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert zunächst abgemildert und mit der fordistischen Modernisierung seit den 1950er Jahren abgelöst worden durch ein Stadt-Land-Kontinuum (vgl. Gestring 2013).

Stadt und Land beschreiben heute keine kategorialen Gegensätze mehr in sozialer, ökonomischer, kultureller oder räumlicher Hinsicht, sondern Unterschiede gradueller Art im Sinne eines »Mehr« oder »Weniger«. Darüber hinaus ist auch das einheitliche Muster der Stadtentwicklung zerbrochen. In der Auseinandersetzung mit dem westdeutschen Süd-Nord-Gefälle in den 1980er Jahren ist deutlich geworden, dass es sich dabei im Kern um eine »Polarisierung der Stadtentwicklung« (Häußermann/Siebel 1987) zwischen weiterhin prosperierenden Städten auf der einen und schrumpfenden Städten auf der anderen Seite handelt. Zusätzliche Brisanz gewannen diese Befunde seit den 1990er Jahren als in Ostdeutschland die ökonomische Basis (nicht nur) den Städten mit der Wiedervereinigung entzogen wurde. Sind Städte nicht mehr gleichsam automatisch Innovations- und Wachstumsmotor, dann stellt sich unter anderem die Frage, wie Innovationen organisiert und in Planungsverfahren realisiert werden können (vgl. Ibert u.a. in diesem Band).

Organisiert und geplant wird auch die Erinnerung in der und an die Stadt. Zur europäischen Stadt gehört die »Präsenz von Geschichte« (Siebel 2004). Ob historische Vorbilder Orientierungen bieten für aktuelle Fragestellungen, müsste erst noch ausgelotet werden. Stadtpolitik und -planung sind aber in jedem Fall gefordert, mit der materiellen wie immateriellen Seite der Stadtgeschichte umzugehen. Ihre Rekonstruktion oder Simulation erweist sich dabei als konflikthafter Prozess (vgl. Rodenstein und Voegen in diesem Band).

Im Folgenden streben wir nicht einen weiteren umfassenden geistesgeschichtlichen und/oder realgeschichtlichen Überblick über soziologische Urbanitätsbegriffe an (vgl. Krämer-Badoni 1991; Häußermann/Siebel 1992; Siebel 1998; Siebel 1994 sowie Hannemann in diesem Band), sondern versuchen im *ersten Teil* an die Klassiker anzuknüpfen, deren Konzepte für einen Begriff von Urbanität im 21. Jahrhundert fruchtbar gemacht werden können. Das Ziel ist nicht eine weitere Definition von Urbanität zu formulieren, sondern einen Rahmen zu präsentieren, innerhalb dessen Debatten über das Städtische verortet werden können. Denn sicher ist, dass eher Wandel und Konflikte das Feld der Urbanität charakterisieren als Kontinuität und starre Konzepte. Im *zweiten Teil* folgt eine Skizze einiger Dynamiken des Städtischen, die den Wandel und die Konflikte von beziehungsweise über Urbanität im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts kennzeichnen.

1. Ansätze zur Urbanität im 21. Jahrhundert

Einer der meistzitierten Aufsätze der Stadtsoziologie ist Georg Simmels (1995 [1903]) kurzer Text über »Die Großstädte und das Geistesleben«. Er untersucht darin den »Typus großstädtischer Individualitäten« (ebd.: 116), der Anfang des 20. Jahrhunderts ein historisch noch junges Phänomen war. Simmels Wohnort Berlin erlebte wie fast alle Städte zwischen 1871 und 1910 ein rasantes Bevölkerungswachstum: Die Einwohnerschaft wuchs von 820.000 auf über zwei Millionen, der Urbanisierungsgrad des Deutschen Reiches, das heißt der Anteil der Bewohner*innen, die in einer Stadt leben, stieg in diesem Zeitraum von 36 auf 60 Prozent (Reulecke 1985: 202). So waren auch die Herausforderungen und Zumutungen, mit denen die Großstädter*innen gezwungen waren umzugehen, historisch relativ neu. Die Vielzahl der Begegnungen und Eindrücke im öffentlichen Raum, die kalte Rationalität kapitalistisch geprägter Austauschbeziehungen, der Schub der Individualisierung in den Einwanderungsstädten, all das beschreibt Simmel einerseits ohne die Verteufelung konservativer Großstadtkritik wie sie Anfang des 19. Jahrhunderts in akademischen Kreisen en vogue war (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 26ff.), andererseits aber auch ohne Sentimentalitäten und Beschönigungen. Simmel sieht seine Aufgabe nicht darin die Großstädte »[...] anzuklagen oder zu verzeihen, sondern allein zu verstehen« (Simmel 1995 [1903]: 131). Seine Frage, wie die großstädtischen Lebensbedingungen zu ertragen seien, beantwortet er, indem er einen großstädtischen Sozialcharakter herausarbeitet, dessen Kennzeichen »Intellektualismus«, »Blasiertheit« und »Reserviertheit« sind, die sich in den öffentlichen Räumen als distanzierendes Verhalten äußern. Großstädter*innen wissen sich eingebunden in eine hoch differenzierte Arbeitsteilung, und sie lassen sich nicht durch ungewöhnliche Begegnungen beirren, die es den Einzelnen unmöglich machen, auf fremde Individuen einzugehen. Das ist für Simmel der Unterschied zu Bewohner*innen von Dörfern und Kleinstädten, aber er ist nicht ohne Risiko.

»Denn die gegenseitige Reserve und Indifferenz [...] werden in ihrem Erfolg für die Unabhängigkeit des Individuums nie stärker gefühlt, als in dem dichtesten Gewühl der Großstadt, weil die körperliche Nähe und Enge die geistige Distanz erst recht anschaulich macht; es ist offenbar nur der Revers dieser Freiheit, wenn man sich unter Umständen nirgends so einsam und verlassen fühlt, als eben in dem großstädtischen Gewühl; denn hier wie sonst ist es keineswegs notwendig, daß die Freiheit des Menschen sich in seinem Gefühlsleben als Wohlbefinden spiegele.« (ebd.: 126)

Für ein Verständnis von Urbanität sind zwei Aspekte hervorzuheben, die über den Befund des distanzierten Verhaltens im öffentlichen Raum hinausgehen. *Erstens*, Urbanität ist keine heile Welt, sondern auch anstrengend und riskant: Indifferenz, Vereinzeln, Gefühle der Einsamkeit, Freiheit ohne Wohlbefinden – solche Beschreibungen haben wenig zu tun mit dem Glamour urbanen Flairs (vgl. Keller in diesem Band). Wenn Walter Siebel von den »Zumutungen der Urbanität« (Siebel 2015: 278) schreibt, dann ist Simmel ein Gewährsmann dafür. *Zweitens*, der städtische Sozialcharakter Simmels schafft Freiräume für unterschiedliche Lebensstile auf engstem Raum, solange man sich darauf verlassen kann, dass auch die anderen die Distanzregeln einhalten, er ermöglicht Zugehörigkeit trotz kultureller und sozialer Differenz und damit eine »unvollständige Integration« (Bahrtdt 2006 [1961]: 87). Bahrtdts Begriff verweist auf den Sachverhalt, dass in öffentlichen Räumen die Passant*innen als Konsument*innen, Spieler*innen, Zuschauer*innen, Jogger*innen oder in weiteren Funktionsrollen auftreten, dabei aber immer nur einen kleinen Teil ihrer Persönlichkeit preisgeben. Die unvollständige Integration entlastet die Individuen – beispielsweise von Erklärungszwängen. Sie schafft Freiheiten.

An Simmels Überlegungen zum großstädtischen Sozialcharakter können Debatten oder Studien auch im 21. Jahrhundert anknüpfen, wenn es etwa um den Wandel öffentlicher Räume infolge von Sicherheitsstrategien oder Privatisierungen, um die potenziell verunsichernde Begegnung unter sozial oder kulturell Fremden (vgl. Wehrheim 2009), Fremdheit aufgrund unterschiedlicher sozialer Milieus, Lebensstile oder Herkunft, oder um die, womöglich militante, Abwehr von Fremden geht, die Urbanität in diesem Sinne zerstören würde.

Einen zweiten Anknüpfungspunkt bieten die Konzepte Robert E. Parks, die er nicht zuletzt über die von ihm betreuten Studien über das Leben in den Quartieren der Einwanderungsstadt Chicago entwickelte (Park 1984 [1925]; vgl. Lindner 1990). Chicagos Bevölkerung wuchs zwischen 1870 und 1930 um mehr als das Zehnfache auf 3,3 Millionen. Grundlage des Wachstums war die afroamerikanische Migration aus den Südstaaten der USA und die europäische Immigration, die in den 1920er Jahren vor allem aus Süd- und Osteuropa stammte. Während die Afroamerikaner*innen brutal ghettoisiert wurden, haben sich die Immigrant*innen teilweise in Quartieren niedergelassen, in denen Landsleute bereits länger wohnten. Für Park war die Herausbildung solcher Immigrant*innenquartiere ein natürlicher Prozess, weshalb er sie *natural areas* nannte.

Die Immigrantenquartiere sind *erstens* ein Schutzraum, in dem die Eingewöhnung in die neue (Stadt)Gesellschaft erleichtert wird und im besten Fall soziales Kapital den Zugang zu Arbeit und Wohnraum vermittelt. *Zweitens* haben sie eine sozialisierende Funktion, sie übernehmen die soziale Kontrolle der Dörfer, aus denen die Immigrant*innen kamen und verhindern so Anomie. *Drittens* minimieren sie durch die räumliche Trennung Konflikte in der Stadt, da unterschiedliche Lebensweisen sich in unterschiedlichen Quartieren zusammenfinden. Diese für Immigrant*innen und die Stadt insgesamt positiven Funktionen konnten die Quartiere aber nur erfüllen, weil sie keine Ghettos waren. Drei Unterschiede zwischen Ghettos und Immigrantenquartieren – oder: »Enklaven« – können das verdeutlichen (vgl. Massey/Denton 1993: 32ff.): Letztere waren im Gegensatz zu den Ghettos nie ethnisch homogene Quartiere. Die *Little Italies* beispielsweise waren nicht nur von italienischen, sondern auch von Immigrant*innen aus anderen europäischen Ländern bewohnt, Italiensstämmige waren die Mehrheit und sie dominierten die Viertel, aber sie verblieben nicht völlig unter sich – entsprechendes galt für die polnischen, ungarischen, jüdischen etc. Enklaven. Dass von den europäischen Immigrant*innen in den meisten Fällen nur eine Minderheit in den Enklaven lebte, während über neunzig Prozent der Schwarzen im Ghetto Chicagos lebte, ist der zweite Unterschied, und schließlich war das Ghetto eine dauerhafte Einrichtung, aus der es kaum ein Entrinnen gab, während die Enklaven Durchgangsstationen waren, die oft in der zweiten oder dritten Generation verlassen wurden, wenn ein gesicherter sozialer Aufstieg erreicht war: »They served as springboards« (ebd.: 33). Ghettos dagegen blieben als Orte der Isolation fallen ohne Aussicht auf soziale Mobilität.

Die Vielfalt der Lebenswelten in den Städten, die Chancen und kulturelle Produktivität der Fremdheit für die Stadtentwicklung hat Walter Siebel hat in seinem Buch *Die Kultur der Stadt* (2015) hervorgehoben und mit Bezug auf Simmel und Park sehr viel differenzierter diskutiert, als es hier möglich ist. Die »Begegnung mit Fremden« (Siebel 2015: 13) ist für ihn die eine Besonderheit urbaner Lebensweise, die »Entlastung von notwendigen Arbeiten« (ebd.) die andere. Gemeint ist damit, dass in Städten eine technische, soziale und kulturelle Infrastruktur zur Verfügung steht, die die städtischen Haushalte potenziell von allen Arbeiten außerhalb der Erwerbsarbeit befreien können: Wer Putzkräfte, Köche, Lieferservices, Kitas, Tagesmütter, Boten, Taxis, Pflegeheime etc. nutzt, hat ein von Mühen befreites privates Leben. Die von Markt, Kommune oder Staat erbrachten

Dienstleistungen nehmen den Haushalten alle Tätigkeiten ab, die von den Individuen ungern oder aufgrund von Zeitzwängen nicht verrichtet werden. Die emanzipatorische Seite dieser Entlastung liegt darin, dass – vor allem hoch qualifizierte – Frauen von der klassischen Doppelbelastung in Haushalt und Beruf tendenziell befreit werden. Allerdings hat die Entlastung von Arbeit auch ihre Kehrseite: »In dem Maße, in dem der Städter von Mühen und Zwängen befreit wird, liefert er sich immer ausschließlicher den Anforderungen der beruflichen Arbeit aus« (ebd.: 111). Die Entlastung setzt entsprechende finanzielle Ressourcen voraus, und empirisch begründete Hoffnungen darauf, können nur wenige haben.

Mit diesen Dimensionen von Urbanität kommen ein ganzes Spektrum weiterer Themen und Fragen in den Blick.

2. Konflikte um Stadt und Urbanität

Einwanderungsstadt – Migration und Integration

Städte, vor allem Großstädte, sind durch Zuwanderung entstanden und können heute angesichts einer zahlenmäßig schrumpfenden und alternden (herkunfts-)deutschen Bevölkerung ihre Einwohnerzahlen nur halten oder gar wachsen, wenn Menschen – auch aus dem Ausland – zuwandern (vgl. Hillmann und Janßen in diesem Band). Was das Migrationsgeschehen und Maßnahmen zur Integration angeht, haben Städte kaum (Migration) oder einen sehr begrenzten (Integration) Einfluss. Städte können für sich werben und ein Image pflegen, das als einwanderungsfreundlich gelten kann, wie Toronto es mit dem Slogan »Diversity Our Strength« vorgemacht hat. Entscheidungen darüber, wer aus dem Ausland einwandern kann und wer nicht, werden aber nicht auf lokaler Ebene, sondern von Bundesregierung und Parlament getroffen.

Im Nationalen Integrationsplan ist mehrfach davon die Rede, dass Integration »vor Ort« (Bundesregierung 2007: 109) stattfindet. Die Rahmenbedingungen dafür werden aber in vielfacher Weise überlokal bestimmt. Die Integration in den Arbeitsmarkt und in den Wohnungsmarkt ist Sache der Unternehmen respektive Wohnungsbaugesellschaften und anderen Vermieter*innen, für die Integration in die Bildung sind vor allem die Schulen zuständig, die von den Ländern verantwortet werden, so dass den Kommunen bei der Integration in diesen gesellschaftlichen Kernbereichen

eher nur die Rolle als »Moderatoren der Integration« (Bommes 2009: 102) zukommt. Das heißt allerdings nicht, dass Kommunen in diesen Bereichen keine Einflussmöglichkeiten hätten. Ob beispielsweise Kommunen ergänzende Angebote im Bildungsbereich anbieten, welchen Einfluss sie nehmen auf die Strukturen des Wohnungsmarkts, ob sie gegen Diskriminierung vorgehen, wie sie Möglichkeiten nutzen, Arbeitslose durch Sonderprogramme in die Arbeit zu reintegrieren, all das hat erhebliche Relevanz für Integrationschancen (vgl. Polat in diesem Band), denn es sind »[...] der regionale Arbeitsmarkt, das örtliche Bildungssystem, die konkrete Nachbarschaft und die lokale Politik, in denen strukturelle Prozesse und individuelle Verhaltensweisen in Wechselwirkungen treten« (Häußermann u.a. 2008: 313f.).

An der Frage, wie Integration von Immigrant*innen gelingt, entscheidet sich die Zukunft der Städte, das wird allein schon anhand der Bevölkerungszahlen deutlich. Der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund an der Stadtbevölkerung liegt bei den westdeutschen Großstädten mit über 500.000 Einwohner*innen zwischen 24 (Essen) und 45 (Frankfurt /M.) Prozent, bei den Kindern unter sechs Jahren sind es zwischen knapp 45 (Berlin) und 75 (Frankfurt/M.) Prozent (AMKA 2017: 36). Deutschland kann somit auch als eine postmigrantische Gesellschaft begriffen werden (Foroutan 2015). Selbst wenn die Aussiedler*innen und Vertriebenen kurz nach 1945 nicht mitgezählt werden, sind deutsche Städte ohne Immigration nicht mehr denkbar. Immigrant*innen sind in sozialer und kultureller Hinsicht aber keine homogene Gruppierung, sondern differenzieren sich zum einen nach sozioökonomischer Lage und Lebensstil aus und zum anderen nach der Perspektive der Migration (vgl. Pries 2008). Viele Migrant*innen entsprechen dem Typus des oder der dauerhaften Immigrant*in mit der Perspektive, im Ankunftsland zu bleiben, andere wollen nur zeitlich befristet bleiben, dritte haben enge Verflechtungen zum Herkunftsland und wechseln als sogenannte Transmigrant*innen womöglich mehrfach den Wohnort über Landesgrenzen hinweg. Je nach Lebenslage und Migrationstyp stellen sich Fragen der Integration unterschiedlich.

Integration wird hier nicht verstanden als Assimilation, sondern als Zugang von Immigrant*innen zu gesellschaftlichen Kernbereichen wie Bildung, Arbeit, Wohnen, Gesundheit, Recht, Religion etc. (vgl. Häußermann u.a. 2008: 313ff.; Bommes 2009). Ob und wie Teilhabe in diesen Bereichen gelingt, hängt einerseits von den Aspirationen und Ressourcen der Immigrant*innen ab, andererseits von rechtlichen Regelungen sowie der Bereit-

schaft der Gatekeeper wie Personalchefs und Vermieter*innen, ihnen den Zugang zu ermöglichen und unter Umständen sie dabei zu unterstützen, den Erwartungen in den verschiedenen Bereichen zu entsprechen. Kurz: Integration ist ein zweiseitiger Prozess, und durch den Verzicht auf die Zwänge der Assimilation kann »Integration ohne Vernichtung von Differenz« (Siebel 2015: 366) ablaufen. Urbanität, so Walter Siebel, zeigt sich daran, dass in Städten Fremdheit und Vielfalt der Lebensweisen ertragen wird, die Mechanismen dazu sind *erstens* der oben beschriebene großstädtische Sozialcharakter (Simmel), der sich mental von den Zumutungen der Großstadt separiert, und *zweitens* die residentielle Segregation (Park), die eine räumliche Trennung dort ermöglicht, wo das Nebeneinander unterschiedlicher Lebensweisen schwierig sein könnte.

Fragen der Migration und Integration gehören zu den politisch hoch umstrittenen Politikfeldern. So erfährt der politische Umgang mit der Fluchtmigration eine politische Neubewertung: Nach dem Sommer der Willkommenskultur 2015, als die Aufnahme von Flüchtlingen durch ein großes zivilgesellschaftliches Engagement unterstützt wurde, gab es spätestens nach der Bildung der neuen Bundesregierung eine Wende um 180 Grad, jetzt sollen »Ankerzentren« die Flüchtlingsfrage klären: *Ankommen*, *entscheiden*, *rückführen* – von Schutz vor Krieg und Verfolgung, Menschenrechten, Integration ist kaum noch die Rede. Entschieden werden diese Fragen von Bund und Ländern. Die Kommunen waren erst in der Pflicht, die Versorgung der Geflüchteten sicherzustellen und erste Integrationsschritte zu ermöglichen. Nun müssen sich einige Kommunen darauf einrichten, Lager mit 500, 1.000 oder mehr Geflüchteten zu verwalten, die vor allem den Zweck haben, Abschiebungen zu beschleunigen.

Und auch das Verständnis von Integration ist hoch umstritten. In Quartieren mit überdurchschnittlich hohen Anteilen migrantischer Wohnbevölkerung (vgl. Farwick in diesem Band) werden – trotz der sinkenden ethnischen Segregation (Helbig/Jähnen 2018) – Parallelgesellschaften oder gar Ghettos vermutet. Was das Wohnen von Geflüchteten angeht, so stellt sich etwa die Frage, ob sie möglichst verteilt über die Stadt wohnen sollten (Friedrichs 2016) und somit gleichsam unsichtbar werden oder ob nicht Enklaven als Orte der Unterstützung und Durchgangsstation zur Integration entstehen könnten. Und auch die Fragen der kulturellen Differenz und der Integration unter Aufrechterhaltung von Fremdheit markieren ein umkämpftes Feld (vgl. Breckner in diesem Band), denn ein Verzicht auf

Assimilation, also des völligen Verschwindens jeglicher ethnischer Identitäten, geht einher mit Zumutungen wie das Aushalten von Unterschieden aufgrund von Fremdheit. Wenn Zuwanderung ausschließlich als Problem diskurs aufgenommen wird, dann ist es nicht erstaunlich, wenn die Abwehr gegen Fremde an die Stelle der Toleranz und Anerkennung tritt. Setzen sich diese Abwehrhaltungen durch, stünde mehr auf dem Spiel als nur ein abstraktes Bild von Urbanität, denn mit Fremdheit verlören Städte einen Motor ihrer keineswegs nur ökonomischen »Produktivität« (Siebel 2015: 318) und damit ihre Integrationspotenziale – auch für Nicht-Migrant*innen.

Polarisierte Stadt – Soziale Ungleichheiten

Zur Diversität von Städten gehören nicht nur Unterschiede aufgrund von nationaler Herkunft und ethnischer Zugehörigkeit, sondern auf der einen Seite auch soziale Ungleichheiten nach Einkommen, Bildung und Beruf (vgl. Kronauer/Siebel 2013), also den klassischen Kriterien der Schichtzugehörigkeit, und auf der anderen Seite kulturelle Ungleichheiten, die sich an unterschiedlichen Lebensstilen zeigen (vgl. Reckwitz 2017).

Mit dem Strukturwandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft entwickelten sich in den USA grundlegende Veränderungen in den Formen sozialer Ungleichheit (vgl. Häußermann/Siebel 1995: 82ff.). Nach einer langen Phase des fordistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell, in der soziale Ungleichheit sich abmilderte, haben in den USA seit den 1980er Jahren Prozesse der Deindustrialisierung und Tertiärisierung zu einer Polarisierung der Beschäftigten zwischen gut und schlecht qualifizierten und zu einer Polarisierung der Einkommensstrukturen geführt. Von Polarisierung kann man dann sprechen, wenn bei einer Dreiteilung der Einkommensgruppen (untere, mittlere, oberer Einkommen) die oberen und unteren Einkommensgruppen wachsen und die mittlere schrumpft. Solche Polarisierungstendenzen setzten in Deutschland später ein, und es sind vor allem die Stadtregionen, für die seit circa dem Jahr 2000 eine Polarisierung der Haushaltseinkommen nachgewiesen wurde (Gornig/Goebel 2013). Erklärt wird die Tendenz zur Polarisierung damit, dass in der Industrie (die meist männlichen) Facharbeiter und andere Beschäftigungsgruppen relativ gut bezahlt wurden und zum mittleren Einkommenssegment gehörten. In den verstärkt von Frauen und neuen, gering qualifizier-

ten Migrant*innen übernommenen Dienstleistungen dagegen dominieren einerseits niedrige Gehälter bei haushaltsorientierten Dienstleistungen (Friseursalons, Kinderbetreuung, Essensbringdienste etc.), deren Produktivität kaum erhöht werden kann. Hohe Gehälter hingegen zeigen sich andererseits bei den unternehmensorientierten Dienstleistungen, die der eigentlichen Produktion vor- oder nachgelagert sind wie Forschung und Entwicklung, Marketing, Rechtsberatung etc., dabei aber an die Produktivität der Industrie oder an hoch profitable Dienstleistungen etwa im IT-Bereich gekoppelt sind und entsprechend hohe Qualifikationen erfordern. Die Deregulierung des Arbeitsmarkts, so die These von Gornig und Goebel (ebd.), hat die polarisierenden Tendenzen von Deindustrialisierung und Tertiärisierung verstärkt.

Wenn der Befund der Polarisierung Bestand hat, dann können damit weitreichende Veränderungen gerade für die Städte verbunden sein, in denen die Dienstleistungen einen überproportional hohen Beschäftigtenanteil haben. Die »soziale Frage« (vgl. Kronauer in diesem Band) könnte sich neu stellen, etwa durch ein Segment von Niedriglöhnen, aus dem es kaum Aufstiegschancen gibt, bis hin zur sozialen Ausgrenzung von Langzeitarbeitslosen und Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen, die dem Stress der Arbeitsbedingungen in den produktivschwachen Dienstleistungsjobs nicht gewachsen sind (vgl. Kronauer 2010). Die »soziale Stadt«, die ein Merkmal europäischer Stadtentwicklung war (Siebel 2004), steht zur Disposition (vgl. Läßle in diesem Band) und neue Ausprägungen sozialer Ungleichheit spiegeln sich im Raum der Stadt. Quartierseffekte und sich verstärkende Benachteiligungen werden diskutiert.

Polarisierung und wachsende Spaltungen haben Folgen für die Wohnungsmärkte, die seit drei Jahrzehnten zunehmend der Regulation über den Markt überlassen wurden. Der Abbau des sozialen Wohnungsbaus und die Privatisierung kommunaler Wohnungsbestände haben das Segment preiswerter Mietwohnungen drastisch eingeschränkt. Die soziale Segregation nimmt zu (Helbig/Jähnen 2018), das Leitbild der »sozialen und ethnischen Mischung« (Bundesregierung 2007: 113) hat kein Fundament in der städtischen Wirklichkeit, wenn die sozialen Spaltungen zunehmen und die Wohnungspolitik auf nachhaltige Maßnahmen zur Schaffung eines marktfernen, bezahlbaren Segments verzichtet. Auf der anderen Seite geht mit der Reurbanisierung eine regelrechte Welle der Gentrifizierung einher, die Stadt wird zum »Kampfplatz« (Siebel 2015: 222). Unklar erscheint lediglich, welche sozialen Gruppen von welchen Formen der Verdrängung

betroffen sind (vgl. Davidson 2008 sowie Frank in diesem Band) und wie Gentrification »gemessen wird. Segregation und Quartiereffekte, Mischungspolitiken und Gentrification sind zusammen zu denken und weitergehende Fragen nach Dominanz- und Machtverhältnissen sind zu stellen (vgl. Rinn/Wehrheim in diesem Band).

Als Träger*innen der zuvorderst von der Angebotsseite forcierten Gentrifizierung kommen vor allem Angehörige der Lebensstile in den Blick, die Reckwitz (2017: 285) als »neue Mittelklasse« beschrieben hat. Sie unterscheidet sich von der alten Mittelschicht durch ihr hohes kulturelles Kapital, akademische Bildungsabschlüsse, eine Orientierung an Selbstverwirklichung und im Hinblick auf das Wohnen durch die Vorliebe für innenstadtnahe Altbaugebiete (ebd.: 316f.).

Neben den sozioökonomischen treten damit kulturell gefärbte Spaltungen ins Blickfeld, die ein komplexeres Bild sozialer Ungleichheiten in Städten offenbaren. Dieses Bild lässt sich eher mit Begriffen wie Zersplitterung und Fragmentierung (vgl. Häußermann u.a. 2008: 182ff.) angemessen beschreiben als mit der Spaltung der Stadt. Können fragmentierte Städte Orte der Urbanität bleiben in einem Sinn, wie Simmel und Park sie verstanden haben? Großstädtische Distanz wie auch segregierte Lebenswelten haben eine gemeinsame Voraussetzung: Die Aussicht auf Integration und soziale Mobilität. Jugendliche in Paris, London und vielen anderen Städten haben gewaltsam rebelliert, als ihre Zukunftsperspektiven extrem schlecht waren, als sie sich ausgegrenzt und nicht mehr wahrgenommen fühlten und von Null Toleranz-Politiken und racial profiling betroffen waren (Moran/Waddington 2015). Ausgegrenzte Jugendliche in Stadtviertel abzuschieben, in denen Marginalität nur noch überwacht und verwaltet wird, untergräbt jegliche Urbanität.

Digitalisierung

Sind soziale Ungleichheit und soziale Polarisierung klassische Themen der Stadtforschung und quasi traditionelle Konfliktfelder in Städten kapitalistischer Vergesellschaftung, so bilden Prozesse der Digitalisierung derzeit das vermutlich dynamischste Feld (auch großstädtischer) Veränderungen. Sie betreffen sowohl die Organisation des Lebens und der städtischen Infrastruktur als auch eines der hervorragendsten Merkmal großer Städte: ihre Anonymität. Es ist die Anonymität aufgrund von Größe, Dichte und Hete-

rogenität und der erwähnten »unvollständigen Integration« (Bahrdt 2006 [1961]: 87) großstädtischer Sozialbeziehungen, die die Ambivalenz von Großstädten ausmacht: In Alltags- und politischen Diskursen dominieren oft Verluste von Gemeinschaft und Erzählungen von Vereinzelung und bestimmten Formen von Kriminalität. Aber nicht zuletzt Walter Siebel verwies immer gerade auch auf das freiheitliche Potenzial der Großstädte, darauf, mit einem Umzug von einer Stadt in eine andere sich neu erfinden zu können, sich durch das Leben in der Stadt von den rigiden informellen Kontrollen dörflicher Nachbarschaft und ihrer Normen, Moralvorstellungen und Rollenerwartungen befreien zu können. Großstadt bedeutet eben auch Freiheit zur Abweichung und die Chance, sich von der dominanten moralischen Ordnung emanzipieren zu können (Park 1984 [1925]).

Digitalisierung und ubiquitäres Computing verändern nun, was über einzelne Personen, soziale Beziehungen und Prozesse gewusst wird oder gewusst werden kann. Neben die *hard surveillance*, die sich auf bestimmbare Personen, Gruppen oder Orte richtet, zum Beispiel polizeiliche Videoüberwachung, tritt die *soft surveillance* (Marx 2006) mit dem »weichen« Produzieren respektive Entstehen von Daten, die für ganz unterschiedliche Prozesse genutzt werden können: Webcam Livebilder, die touristische Orte bewerben sollen, RFID-Chip-Karten zum Bezahlen im ÖPNV, Uhren, die den Puls und die Schritthäufigkeit messen, Apps, die von Sensoren erkannte freie Parkplätze anzeigen oder das verbreitete posten und liken auf facebook (vgl. Krämer-Badoni in diesem Band). Einige Entwicklungen der Digitalisierung und damit auch der potenziellen Überwachung sind explizit städtische Entwicklungen – zum Beispiel als Smart Cities wie Songdo (vgl. Löw/Stollmann in diesem Band), in denen prospektiv unter anderem umfassende Vernetzungen verschiedenster Verkehrsformen avisiert werden. Die überwiegenden Neuerungen sind jedoch allgemeine sozio-technische Veränderungen, die lediglich in Städten relevant werden – etwa das Smart Home, bei dem die Türklingel mit Kamera und Smartphone verbunden ist und dem Paketdienst die Tür auch bei Abwesenheit geöffnet werden kann, oder die Nutzung des Handys und damit das unvermeidliche Entstehen von Bewegungsprofilen. Bei Big Data tritt das Identifizieren von Personen neben Risikokalkulation, ökonomische Interessen und die Organisation des Alltags. Die manifeste oder latente Funktion von Prozessen der Datenproduktion wird dabei je nach Kontext ganz unterschiedlich als Schutz, Erziehung, Vereinfachung oder Überwachung bewertet: Smartphone basierte Systeme des Geofencing etwa, bei denen als eine Art virtuelle Fußfessel GPS-Tracker

Alarm auslösen, falls Kinder den von den Eltern vorgesehenen Bewegungsradius in der Stadt verlassen oder der »falsche« Straßenzug betreten wird.

All diese Daten können personalisiert oder als statistische Größe miteinander verbunden werden: vom Kaufverhalten über Gesundheit und persönliche Kontakte bis hin zur Internetnutzung und Bewegung. Erst der zusammenfassende Blick auf die unterschiedlichen Daten, Datenquellen, Akteur*innen, Prozesse, Verwendungsmöglichkeiten und Interessen lässt die entstehende *surveillance assemblage* (Haggerty/Ericson 2006) erahnen. Auch das sogenannte Internet der Dinge wird nicht nur private Haushalte, sondern ebenso den Städtebau und die Architektur verändern, wenn etwa Gebäudedefassaden mit Sensoren ausgestattet werden und selbstständig Aktivitäten initiieren: So präsentierte Vodafone beispielsweise jüngst einen Sensor für Ausdünstungen von Lacken, der Graffiti noch während des Sprühens an Dritte melden soll (Meßing 2017). *Function creep* ist der Begriff, den Haggerty und Ericson (2006) verwenden, um auf die Dynamik immer neuer Verwendungsmöglichkeiten proliferierender Datenbestände und Technologien hinzuweisen. Plastisch werden entsprechende Potenziale etwa für Dubai beschrieben:

»Seit Anfang Juli [2017, d.A.] werden autonom fahrende Streifenwagen vom Typ O-R3 des Herstellers Otsaw Digital aus Singapur getestet [...]. Der Patrouillen-Roboter verfügt über eine Vielzahl von Sensoren, die man eher in einem Kampfhubschrauber erwarten würde: hochauflösende optische Kameras, deren Software Gesichter und Nummernschilder erkennt, Wärmebildkamera, Laserdetektoren zur Abstands- und Geschwindigkeitsmessung sowie Ultraschall-Sensoren und Bewegungsmelder, die Fußgänger verfolgen können. Stößt das Fahrzeug auf unüberwindliche Hindernisse oder benötigt es weitere Daten, kann es aus einer ausfahrbaren Schublade am Heck eine Drohne aufsteigen lassen. Ihre volle Wirkung entfalten die Sensoren durch die Integration der Daten und die Live-Übertragung in die jüngst aufgerüstete Leitstelle der Polizei, die jetzt für die Auswertung biometrischer Daten und den Einsatz künstlicher Intelligenz ausgestattet ist. Letztlich heißt das nichts anderes, als dass die von den Robotern erfassten Daten in Echtzeit mit Datenbanken abgeglichen werden können, die etwa Gesichtsmerkmale von Personen enthalten, die zur Fahndung ausgeschrieben sind, oder Nummernschilder gestohlener Autos oder solcher, die offene Strafzettel haben.« (Krüger 2017)

Das (auch spätmoderne) großstädtische Versprechen, Stadtluft mache frei, weil großstädtische Beziehungen meist anonyme Beziehungen sind, wird fraglich – nicht nur in Bezug auf staatliche Akteur*innen.

Die Versprechungen der Techniken bzw. ihrer Hersteller*innen erfüllten sich bisher zwar keineswegs so reibungslos wie angepriesen, und insbeson-

dere biometrische und Verhaltensmustererkennungsprogramme weisen noch gravierende Defizite auf. Gleichwohl werden sie handlungsmächtig und seitdem Ende der 1990er Jahren in Bezug auf Videoüberwachung erstmals von *algorithmic surveillance* gesprochen wurde (Norris u.a. 1999) ist die Digitalisierung enorm vorangeschritten. Das Wissen, das über Datensammlungen und -kombinationen entsteht, ist dabei kein Abbild einer objektiven Realität, es schafft vielmehr eine eigene und objektiviert diese: Das entstehende Data Double kann mehr oder weniger dicht an der einzelnen Person dran sein und auch statistisch entstehenden (Risiko-)Gruppen sind keine rein mathematischen Ergebnisse: Daten (-kombinationen) werden interpretiert – im Nachhinein oder auch im Vorfeld bei der Softwareprogrammierung (Wehrheim 2014). Die Stadt ist dabei ein bedeutender Ort, an dem Daten entstehen und die sozialen Prozesse in ihr sind Ziele von Steuerung. Automatisiertes und vernetztes Fahren (vgl. Dangschat in diesem Band) erscheint aktuell als die schon greifbarste Innovation der Zukunft. Entsprechende Entwicklungen werden jedoch nicht nur neue Datenmengen produzieren. Sie werden auch die bauliche Struktur der Städte und ihre Ökologie beeinflussen.

Dank

Am Schluss bleiben nur noch Worte des Dankes zu formulieren: An Margarete Killian, Lisa Paffrath und Kevin Schreiber für ihre so sorgfältige, zeitaufwendige und krisensichere Unterstützung beim Redigieren und Layouten des Bandes.

Und an Walter Siebel. Ihm ist nicht nur dieser Band gewidmet, ohne ihn hätten auch viele der hier versammelten Beiträge gar nicht geschrieben werden können. So sind alle hier versammelten Autor*innen in ihren wissenschaftlichen Arbeiten in vielfältigen Weisen von seinem Engagement, den zahlreichen Publikationen, Forschungsprojekten, Vorträgen und Beratungsaktivitäten beeinflusst. Viele haben zudem viele Jahre eng mit ihm zusammengearbeitet, Freundschaften wurden geschlossen und das Leben mancher Autor*innen wäre ohne Walter Siebel wohl ganz anders verlaufen.

Bremen, Essen, Hamburg, Oldenburg im Frühling 2018

Literatur

- AMKA – Amt für multikulturelle Angelegenheiten (2017), Frankfurter Integrations- und Diversitätsmonitoring Frankfurt, Frankfurt/M., 08.02.2018, <https://www.frankfurt.de/sixcms/media.php/738/amka-monitoring15-final-01.pdf>
- Bahrdt, Hans-Paul (2006 [1961]), *Die moderne Großstadt: Soziologische Überlegungen zum Städtebau*, hg. von Ulfert Herlyn, 2. Aufl., Wiesbaden.
- Bommes, Michael (2009), Die Rolle der Kommunen in der bundesdeutschen Migrations- und Integrationspolitik, in: Frank Gesemann/Roland Roth (Hg.), *Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft*, Wiesbaden, S. 89–109.
- Bundesregierung (2007), *Der Nationale Integrationsplan*, Berlin.
- Davidson, Mark (2008), Spoiled Mixture: Where Does State-led ›Positive‹ Gentrification End?, *Urban Studies*, Jg. 45, H. 12, S. 2385–2405.
- Foroutan, Naika (2015), Die postmigrantische Gesellschaft, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Kurzdossiers Zuwanderung, Flucht und Asyl: Aktuelle Themen, 10.06.2018, <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/205190/die-postmigrantische-gesellschaft>
- Friedrichs, Jürgen (2016), Interview mit Thielko Grieb, 08.02.2018, http://www.deutschlandfunk.de/stadtsoziologie-zur-unterbringung-von-fluechtlingen-wir.694.de.html?dram:article_id=345806
- Gestring, Norbert (2013), Stadt und Land. Siedlungsstruktur, in: Steffen Mau/Nadine M. Schöneck (Hg.), *Handbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, Wiesbaden, S. 857–869.
- Gornig, Martin/Goebel, Jan (2013), Ökonomischer Strukturwandel und Polarisierungstendenzen in deutschen Stadtregionen, in: Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), *Polarisierte Städte*, Frankfurt/M./New York, S. 51–68.
- Haggerty, Kevin D./Ericson, Richard V. (2006), The New Politics of Surveillance and Visibility, in: Dies. (Hg.), *The new politics of surveillance and visibility*, Toronto, S. 3–25.
- Häußermann, Hartmut/Läpple, Dieter/Siebel, Walter (2008), *Stadtpolitik*, Frankfurt/M.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1987), *Neue Urbanität*, Frankfurt/M.
- (1992), *Urbanität*, Magistrat der Stadt Wien, 08.02.2018, <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/studien/pdf/b006463.pdf>
 - (1995), *Dienstleistungsgesellschaften*, Frankfurt/M.
 - (2004), *Stadtsoziologie. Eine Einführung*, Frankfurt/M./New York.
- Helbig, Marcel/Jähnen, Stephanie (2018), Wie brüchig ist die soziale Architektur unserer Städte? Trends und Analysen der Segregation in 74 deutschen Städten, WZB, Discussion Paper P 2018–001, 08.05.2018, <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2018/p18-001.pdf>
- Krämer-Badoni, Thomas (1991), Die Stadt als sozialwissenschaftlicher Gegenstand, in: Hartmut Häußermann/Thomas Krämer-Badoni/Dieter Läpple/Marianne Rodenstein/Walter Siebel (Hg.), *Stadt und Raum*, Pfaffenweiler, S. 1–29.

- Kronauer, Martin (2010), *Exklusion. Die Gefährdungen des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*, 2. aktual. Aufl., Frankfurt/M./New York.
- Kronauer, Martin/Siebel, Walter (2013), Einleitung: Die Aktualität der Polarisierungsthese für die Stadtforschung, in: Dies. (Hg.), *Polarisierte Städte*, Frankfurt/M./New York, S. 9–24.
- Krüger, Paul-Anton (2017), Die einen sagen »Smart City«, die anderen »Polizeistaat«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 06.08.17, <http://www.sueddeutsche.de/digital/dubai-die-einen-sagen-smart-city-die-anderen-polizeistaat-1.3611810>
- Lindner, Rolf (1990), *Die Entdeckung der Stadtkultur: Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt/M.
- Marx, Gary T. (2006), Soft Surveillance: The Growth of Mandatory Volunteerism in Collecting Personal Information – »Hey Buddy Can You Spare a DNA?«, in: Torin Monahan (Hg.), *Surveillance and Security: Technological Politics and Power in Everyday Life*, New York/London, S. 37–56.
- Massey, Douglas S./Denton, Nancy A. (1993), *American Apartheid: Segregation and the Making of the Underclass*, Cambridge/MA.
- Meßing, Frank (2017), Mobilfunk-Sensoren sollen Sprayer in die Flucht schlagen, 10.11.2017, <https://www.waz.de/wirtschaft/mobilfunk-sensoren-sollen-sprayer-vertreiben-id212328417.html>
- Moran, Matthew/Waddington, Dave (2015), Recent riots in the UK and France: causes and commonalities, *Contention: The Multidisciplinary Journal of Social Protest*, Jg. 2, H. 2, S. 57–73.
- Norris, Chris/Moran, Jade/Armstrong, Gary (1999), Algorithmic surveillance: the future of automated visual surveillance, in: Dies. (Hg.), *Surveillance, Closed Circuit Television and Social Control*, Aldershot u.a., S. 255–276.
- Park, Robert E. (1984 [1925]), The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment, in: Robert E. Park/Ernest W. Burgess (Hg.), *The City*, Chicago, S. 1–46.
- Pries, Ludger (2008), *Die Transnationalisierung der sozialen Welt*, Frankfurt/M.
- Reckwitz, Andreas (2017), *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin.
- Reulecke, Jürgen (1985), *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt/M.
- Siebel, Walter (1994), Was macht eine Stadt urban? Oldenburger Universitätsreden, 08.02.2018, http://www-a.ibt.uni-oldenburg.de/bisdoc_redirect/publikationen/bisverlag/unireden/ur61/dokument.pdf
- (1998), Urbanität, in: Hartmut Häußermann (Hg.), *Großstadt. Soziologische Stichworte*, Opladen, S. 262–270.
- (2004), Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt/M., S. 11–50.
- (2015), *Die Kultur der Stadt*, Berlin.
- Simmel, Georg (1995 [1903]), Die Großstädte und das Geistesleben, in: Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Gesamtausgabe Bd. 7, Frankfurt/M., S. 116–131.
- Weber, Max (2000 [1921]), *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Stadt*, Studienausgabe I/22-5, Tübingen.

-
- Wehrheim, Jan (2009), *Der Fremde und die Ordnung der Räume*, Opladen.
- (2014), Definitionsmacht und Selektivität in Zeiten neuer Kontrolltechnologien, in: Henner Hess/Henning Schmidt-Semisch (Hg.), *Sinprovinzen der Kriminalität*, Wiesbaden, S. 137–154.

Teil I
Urbanitätsbegriffe und -konzepte

Von einigen, die auszogen, Urbanität zu verstehen

Lebensstil, Leitbild, städtebauliche Propaganda
oder entleerter Begriff?

Klaus Selle

Wer heute Städtebau und Stadtplanung studiert kommt um das »U-Wort« nicht herum. »Urbanität« allenthalben: Bei Wettbewerbsbeiträgen für neue Quartiere wird gern hervorgehoben, wie »urban« sie seien. Ganze Stadtentwicklungskonzepte heben »Urbanität« als Ziel hervor. Und in den Kolloquien zu ihren eigenen Entwürfen bekommen die Studierenden häufig zu hören, dieses oder jenes sei noch nicht »urban« genug, oder schon »schön urban«, ließe sich aber gerade in dieser Hinsicht noch weiter entwickeln...

In *welcher* Hinsicht? wird sich da mancher fragen. Es scheint zwar in den städtebaulichen Diskursen außer Zweifel zu stehen: »Urbanität« ist anzustreben, ist Qualitätsmerkmal, womöglich sogar Kernaufgabe des Städtebaus. Aber was genau ist da gemeint?

Nun, auf diese Frage wird es sicher eine schnelle Antwort geben. Ein Blick ins Netz genügt – möchte man meinen.

Wortursprung und Begriffskern: »Urbanität« als Lebensstil städtischer Eliten?

Die Suche im Internet bestätigt zunächst die Häufigkeit der Wortverwendung: Mehrere hunderttausend Nennungen sind zu finden. Aber der nächste Blick – etwa in die Wikipedien¹ – mag dann doch Verwirrung stiften: Da heißt es zum Beispiel in der deutschen Ausgabe, der Begriff beziehe sich auf Ideale wie Bildung, Weltläufigkeit, Aufgeschlossenheit, Bürgersinn, feines Wesen, Raffinesse. Seit jeher werde damit auch der

¹ Suche in der deutschen (»Urbanität«) <https://de.wikipedia.org/wiki/Urbanität> und englischen Wikipedia (»urbanity«) <https://en.wikipedia.org/wiki/Urbanity>; 03.12.2017.

Unterschied zum Leben auf dem Lande sichtbar gemacht. Dort gehe es nicht »urban« sondern hinterwäldlerisch oder provinziell zu. Ganz ähnlich lauten übrigens auch die Angaben der englischen Wikipedia, für die ebenfalls die Verfeinerung der Sitten (*suavity*, *courteousness*, *refinement*, *elegance*) im Vordergrund steht.

Man kann sich die Ratlosigkeit der Studierenden angesichts solcher Auskünfte vorstellen. Denn Verhaltensweisen kann man ja schlecht planen, geschweige denn bauen.

Die Verwirrung wird noch dadurch gesteigert, dass sie im allzeit präsenten werblichen Alltag immer und überall auf »Urbanität« stoßen. Genauer: auf das Adjektiv »urban«. Denn das ist heutzutage ein »Lifestyle«-Begriff geworden, der auf viele Waren, Dienstleistungen und Aktivitäten Anwendung finden kann: Vom Laufschuh über das Auto, das Velozubehör, das Fitnessangebot, das Modelabel etc. bis hin zur »angesagten« Bar scheint vieles als »urban« vermarktbar zu sein. »Der Fahrradhersteller anonciert ein Bike »für den urbanen Dschungel« während das Immobilienportal ein Passivhaus in Pankow preist – für »trendige Urbanisten«, schreibt Gerhard Matzig (2017: 17). Und in Blogs wird die Frage gestellt, welches Kleidergeschäft »urban hip hop Kleider verkauft«, was »urban music« sei und welche Alternativen es zu »Urban Outfitters« wohl gäbe (gutefrage.net 2018).

Es scheint praktisch überhaupt keine Kombination zu geben, die nicht mit »urban« zu bilden ist: Gerhard Matzig hat, um das zu überprüfen, auch so absurd klingende Kombinationen wie »Urban« und »Bügeleisen« eingegeben. Und siehe da: Man stößt tatsächlich auf die Sportart »Extrembügeln« mit der Unterkategorie »Urban Style«, die in der Wikipedia so beschrieben wird: »Bügeln im städtischen Umfeld, vorzugsweise an exponierten Orten und Gebäuden« (Wikipedia 2018). Matzigs Resümee: Das Wort sei von »enormer Nervensägenhaftigkeit«.

Immerhin sei, so könnten unsere Forscher im urbanen Sprachdschungel meinen, der Weg vom verfeinerten Stil, von Eleganz und Raffinesse zum »Urban-Outfit« begrifflich nicht gar zu weit, womöglich nur eine Generationenfrage. Aber eine Antwort auf ihr Ausgangsproblem stellt diese Erkenntnis nicht dar. Also gilt es, den Dingen auf den Grund gehen.

Da liegt es nahe, nach dem Ursprung des Wortes zu suchen. Dabei stößt man unweigerlich auf *urbs*, die Stadt. Wobei die Nachschlagewerke sofort hinzufügen, dass ursprünglich nicht irgendeine »urbs«, gemeint war, sondern nur eine Stadt – Rom, Zentrum der damaligen Welt. Mit dieser

Herkunft des Wortes hat sich insbesondere Edgar Salin auseinandergesetzt, ein Basler Nationalökonom, auf dessen Namen man stets stößt, wenn man mit städtebaulichem Interesse den Spuren von »Urbanität« nachgeht. Denn Salin hielt auf der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages 1960 eine in der Folge oft zitierte Rede. Es ging darin um Ursprung und Bedeutung von »Urbanität«. Und auch damals wurde ein Begriffsverständnis vorgetragen, das dem heutigen ähnelt:

»Urbanität ist Bildung, ist Wohlgebildetheit an Leib und Seele und Geist; aber sie ist in allen Zeiten, in denen der Geist [...] sich sein ihm gemäßes politisches Gehäuse zimmert, auch fruchtbare Mitwirkung des Menschen [...] als politischem Wesen in seinem ihm und nur ihm eigenen politischen Raum.« (Salin 1960: 15)

Edgar Salin war kein Stadtplaner, sondern Wirtschaftswissenschaftler. Und wurde dennoch zu einem Kongress städtebaulicher Führungskräfte eingeladen, um dort eine historisch-philosophische Rede zu halten. Das war seinerzeit ungewöhnlich und könnte als Anzeichen der Öffnung der städtebaulichen Debatte für eine soziologische und politische Perspektive (Roskamm 2013: 9) interpretiert werden – wäre da nicht der deutliche Eindruck, dass Rede und Redner nur Ornament blieben. Denn die Inhalte des Gesagten und Veröffentlichten fanden keinen Eingang in die städtebauliche Diskussion. Vielmehr begann schon damals – in deutlichstem Gegensatz zur Rede Salins – die Umdeutung der »Urbanität« zu einer städtebaulichen Aufgabe.

Die Tatsache, dass man sich noch bei den unwirtlichsten Großsiedlungen auf sein Referat bezog, veranlasste Salin zehn Jahre später zu einer zornigen Replik: Er stellte – mit Blick auf den Schindluder, der mit seinen Worten getrieben wurde – in aller Klarheit fest: »Lug und Trug, wenn [...] gemeint wird, daß durch irgendein Bauwerk oder durch irgendeine Stadtform [...] Urbanität ins Leben gerufen werden und gedeihen kann« (Salin 1970: 875). Auch dieser Ruf verhallte ungehört. Stattdessen machten sich Teile der Fachwelt, die sich im Übergang vom Wiederaufbau zur Stadtsanierung mit handfesteren Aufgaben konfrontiert wähnten, über solche Auffassungen lustig und veralberten Salin und Gleichgesinnte als »Urbanitäter« (Wilhelm 2013: 69).

Nicht ganz so krass wurde mit anderen »Fachfremden« verfahren. Aber auch hier hat man den Eindruck, dass das in den 70er Jahren entstehende Selbstbild von der Interdisziplinarität der Stadtplanung und des Städtebaus reine Behauptung blieb und keinesfalls in einer echten Auseinandersetzung etwa mit gesellschaftswissenschaftlichen Inhalten seinen Ausdruck fand.

In Sozialgeografie und Stadtsoziologie etwa wurde, den Wurzeln des Begriffes entsprechend, immer wieder darauf hingewiesen, dass »Urbanität« ein Verhaltensstil sei, der sich in und mit Städten entwickelt. Anders als auf dem Dorf begegne man in der Stadt Fremdheit in vielfältiger Form: fremde Menschen, fremdartige Verhaltensweisen, befremdliche Situationen. Um darauf vorbereitet zu sein und damit umgehen zu können, müsse man sich besondere Einstellungen und Verhaltensweisen aneignen. Der Sozialgeograf Peter Dirksmeier (2006: 221) drückt das so aus:

»[...] ein urbaner Habitus (ist) das Ergebnis einer »zur Tugend gemachten Not« [...]. Die städtische Soziabilität ist aufgrund ihrer Dichte an Fremdkontakten [...] in besonderem Maße von Indifferenz geprägt. Ein urbaner Habitus stattet den Akteur nun mit der Kompetenz aus, in einer individualisierten und indifferenten Umgebung zu leben«.

Walter Siebel kennzeichnete diese spezifischen Verhaltensweisen – unter anderem an die Arbeiten von Louis Wirth (1938) anknüpfend – mit folgenden Stichworten: »Anonymität, stilisiertes Verhalten, Blasiertheit, Distanziertheit, Gleichgültigkeit und Intellektualität des Großstadtmenschen« (Siebel 2004: 14).

Das Beharren auf dieser Sichtweise blieb im städtebaulichen Diskurskontext praktisch folgenlos. Das ist auch deswegen bedauerlich, weil solche Überlegungen auf gesellschaftliche Verhältnisse hinweisen, die sehr wohl für die Stadt und ihre Entwicklung von Bedeutung sind: Die Aufzählung urbaner Verhaltensstile lässt ja schon den Verdacht entstehen, dass da nicht alle Menschen in der Stadt gemeint sein können. Tatsächlich deutete bereits Salin (zitiert nach Müller-Raemisch 1990: 89) an, dass nach seinem Verständnis Urbanität »eine Zeit der Wenigen, eine Zeit des Bürgertums« sei. Und Walter Siebel (2017: 30) stellt klar: »Nicht alle Stadtbewohner sind gelernte Großstädter [...]. Der urbane Blick ist ein Blick von oben aus der Perspektive der Oberschicht auf das ungehobelte, niedere Volk«.

Damit wird ein Wesenskern des Begriffs »Urbanität« deutlich: die gesellschaftliche Asymmetrie. Ob nun die Eliten Roms auf die ungebildeten Landbewohner herabschauten oder die Urbaniten aus jüngerer Zeit auf das Gewusel der sonstigen Stadtbewohner – stets handelt es sich um die Selbstüberhebung einer Gruppe über viele andere. Die einen verfügen über einen großstädtischen Habitus, sind »gelernte Großstädter«, die anderen nicht. Was aber ist mit diesen anderen Menschen in der Stadt, auf die sich der urbane Blick von oben richtet? Sind sie die »Not«, die Anlass ist für die

Herausbildung der urbanen »Tugenden«? Oder muss man sie als eine Art Staffage für den Stadtgenuss der »urbanen Elite« ansehen?

Christine Scherzinger (2017: 341) stellt ähnliche Fragen – und geht noch einen Schritt weiter: Der Begriff »Urbanität« beziehe sich auf Menschen die nicht nur »politisch aktiv, privilegiert, gebildet und mit entsprechendem Habitus ausgestattet« sind, sondern die auch in der Lage sind, »ihre Werte innerhalb der Stadt durchzusetzen«. Demnach ginge es hier nicht nur um einen hochnäsigen Blick von oben nach unten, sondern auch um Macht, um Herrschaft.

Wem eine solche Überlegung zu weit geht, der möge sich nur einmal vergegenwärtigen, wie groß der Anteil der Haushalte ist, die sich in Städten unter Wachstumsdruck noch auswählen können, wo sie wohnen, die also ihre Vorstellungen von Stadt(leben) durch eigene Kaufkraft Realität werden lassen können (aktuelle Zahlen dazu bei: Prognos AG 2017). Gentrifizierung auf der einen und die »Recht auf Stadt«-Bewegung auf der anderen wäre dann Ausdruck dieser »urbanen« Asymmetrien.

Spätestens hier wird unseren Studierenden nun endgültig der Kopf schwirren: Sie waren auf der Suche nach einfachen, greifbaren Orientierungen für ihren städtebaulichen Entwurf und sind nun bei Lebensstilen, Verhaltensweisen und sozialer Ungleichheit gelandet – allesamt möglicherweise interessante Aspekte, allesamt aber auch weder plan- noch baubar.

Zugleich keimt der Verdacht, dass das Wort in vielen Sphären Verwendung findet, man aber – wenn überhaupt – nur sehr oberflächlich aufeinander Bezug nimmt.

Dieser Verdacht wird beim Blick in die städtebauliche und stadtplanerische Ideengeschichte auf's Nachhaltigste bestätigt.

Verwendungsbefugigkeit. »Urbanität« als Leerform und Sehnsuchtsort

Um es kurz zu machen: Im Fachvokabular der Stadtplanung und des Städtebaus ist bei der Verwendung von »Urbanität« nichts unmöglich. Mit diesem Wort lässt sich anscheinend alles benennen.

Schon die Nutzung der Bezeichnung »urban« als schlichte Orts- oder Lageangabe ist nicht eindeutig. Zwar kann man zumeist vermuten, dass städtische oder doch verstädterte Räume gemeint sind, wenn von »urba-

nem Kontext«, »urbanen Brachen« oder »urbanen Landschaften« die Rede ist. Aber es gibt auch Formulierungen wie »urban-dörflich« bzw. »urban-rural«,² die diesen Bezug wieder in Frage stellen.

Zugleich findet bei der städtebaulichen Verwendung von Urbanität etwas statt, das Dieter Keim (zitiert nach Wüst 2004: 61) eine »folgeschwere Verschiebung des Urbanitätsbegriffs« genannt hat. Sie bestand darin, dass »als Qualität von Urbanität nicht mehr soziale Verkehrsformen, sondern städtebauliche Anlagen und Ausstattungen verstanden wurden«. Zugleich, so kann man ergänzen, wurde diese »Urbanität« von ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit entkoppelt und nicht mehr als komplexer Prozess, sondern als plan- und baubare »Produkteigenschaft« verstanden.

Dabei können die Vorstellungen was denn in diesem Sinne »urban« sei, weit auseinandergehen. Einige Illustrationen im Zeitraffer: »Eine vitale und urbane Stadt [...] ist keine Utopie. Sie steht sogar in ausgeführten Beispielen schon vor uns«. Das schreibt Roland Rainer im Vorspann zu seinem Buch »Vitale Urbanität - Wohnkultur und Stadtentwicklung« (das 1995 erschien, aber in seinen Inhalten zurück reicht bis in die frühen 60er Jahre). »Urban« scheint in seiner Darstellung ein Synonym für »wohnlich« zu sein und diese »Wohnlichkeit« drückt sich in der Gliederung und Durchgrünung von Städten aus.

Etwas ganz Anderes hatten diejenigen im Sinn, die »Urbanität durch Dichte« oder gar »Gesellschaft durch Dichte« (so der Titel einer BDA Tagung 1963) auf ihre Fahnen geschrieben hatten (vgl. ausführlich: Krämer 2007). Da ging es um Massierung von Wohnungen in großen vielgeschossigen Siedlungen (zumeist) am Rande der Städte – während im Stadtinneren ganze Gründerzeitviertel »flächensaniert« wurden. Allerdings stellte sich bald heraus, dass es mit der »Urbanität« in diesen Großsiedlungen nicht weit her zu sein schien. Jedenfalls geriet das Leitbild »Urbanität durch Dichte« angesichts der gebauten Wirklichkeiten während der 1970er Jahre sehr in Verruf.

Stattdessen entdeckte man den »urbanen Charme« der (noch erhaltenen) Gründerzeitviertel. Auch sie sind dicht bebaut (gelegentlich weisen sie sogar höhere Dichteziffern auf als die Hochaussiedlungen), verfügen aber zudem über eine andere Qualität, die nun als besonders ausschlaggebend für »Urbanität« angesehen wurde: die Mischung. Gemeint ist damit zumeist

² Hier und im Folgenden verzichte ich zum Teil bewusst auf Quellenangaben, weil es mir nicht darum geht, einzelne Autorinnen und Autoren zu kritisieren, sondern lediglich die »Verwendungsbefähigung« zu illustrieren.

das kleinteilige Nebeneinander verschiedener Nutzungsarten: Wohnungen, Geschäfte, kleinere Gewerbebetriebe, gastronomische Angebote etc. Gelegentlich wurde und wird aber auch ausdrücklich die soziale Mischung benannt: Wenn Menschen, die sich nach ihrem sozialen Status, ihrer Herkunft, ihrer Kultur etc. voneinander unterscheiden, in einem Stadtteil leben, gilt dies vielen als besonderes Urbanitätsmerkmal.

Während es bei den bislang genannten Vorstellungen von Urbanität um ganze Stadtteile ging, richtete sich in der Folgezeit der Blick deutlicher auf Teilräume, genauer auf das »vitale urbane Geflecht vielfältig genutzter öffentlicher Räume« in den Städten. Manche der zuvor genannten Merkmale (Dichte, Mischung) tauchen hier als Rahmenbedingungen der Nutzung in Straßen, Plätzen und Parks wieder auf. Die öffentlichen Räume aber werden als der eigentliche Ort von Urbanität wahrgenommen.

Aus anderer Perspektive werden die öffentlichen Räume zu einer Art Bühne, die »bespielt« wird. So entsteht, wie Ilse Helbrecht und Peter Dirksmeier (2012) das nennen: »Performative Urbanität«.

Die Einsicht, dass (städte-)bauliche Aspekte als Inhalt von »Urbanität« – angesichts der Erörterungen in Nachbardisziplinen und der Herkunft des Wortes – zu kurz greifen könnten, hat in jüngerer Zeit dazu geführt, dass die in verschiedenen disziplinären Zusammenhängen genannten Aspekte nun zusammenfassend benannt werden. Aber auch hier herrscht wieder der Eindruck von sehr individuellen Vorstellungen und subjektiven Akzenten vor. Letztlich wird damit die Verwirrung noch gesteigert. Drei Beispiele:

- Martina Baum (2008: 64) macht sich an eine »Neudefinition von Urbanität«, die sie als »Wertmaßstab für die Qualitäten urbanen Lebens« aufgefasst sehen will. Dieser Maßstab umfasse sowohl »eine gesellschaftliche als auch eine räumliche Ebene« und lasse sich in vier »Dimensionen untergliedern – die räumliche, die funktionale, die soziale und die atmosphärische Dimension«.
- Hendrik Jansen (2015) fasst unter dem Begriff des »urbanen Raumes« »sozialökologische, funktionalistische, sozialpsychologische, politische, zivilisatorische« Ansätze zusammen, die er – etwas überraschend – um einen »Netzwerk-Ansatz« ergänzt.
- Nach Auffassung von Wolfgang Sonne (2014: 35f.) »[umfasst Urbanität] aus einer kritischen Sichtung der historischen Bedeutungen des Begriffs und der heutigen städtischen Herausforderungen [...] kulturelle, soziale, politische, ökonomische, zeitliche, räumliche, funktionale

und gestalterische Aspekte«. Letzteren wird besondere Bedeutung beigemessen: »Urbanes Leben ist ohne eine bis ins Detail reichende urbane Gestaltung der Stadtbauten nicht möglich« (ebd.).

Fassen wir zusammen: Der Urbanitäts-Begriff im städtebaulichen Diskurs ist eine Art »Leerform«, in die – je nach Zeitgeist und individuellen Vorlieben – unterschiedlichste bauliche und/oder soziale Inhalte eingepasst werden.

Ein solches Begriffsverständnis muss auf Kritik stoßen: Hartmut Häußermann, der die städtebaulichen Urbanitäts-Assoziationen aus sozialwissenschaftlicher Sicht betrachtete, schrieb etwa:

»In der städtebaulichen Diskussion der Gegenwart ist er [der Begriff Urbanität, KS] weitgehend banalisiert worden, als Begriff, in dem äußerliche Merkmale von Orten zusammengefasst werden. »Urbanität« wird damit auf eine kulinarische Dimension reduziert; sie bezeichnet Stadträume als Kulisse für einen interessanten Aufenthalt, als Ort, wo man »etwas erleben« kann. Der Stadtbesucher oder –bewohner ist Konsument einer Atmosphäre.« (Häußermann 2006: 31)

Verwendungsbeliebigkeit ist jedoch kein Alleinstellungsmerkmal der »Urbanität«. In den Fachdiskursen des Städtebaus und der Stadtplanung wimmelt es geradezu von solchen vagen und anscheinend beliebig interpretierbaren Begriffen. Eines aber unterscheidet »Urbanität« von allen anderen: Mit dem Wort wird durchgängig Positives bezeichnet, etwas, das Leitbildcharakter für städtebauliches Handeln hat oder haben soll. Kurz gefasst: »Der urbane Raum ist ein Idealzustand« (Jansen 2015: 135). Etwas unfreundlicher formuliert: »das Urbane [ist] ein emotional besetzter, unscharf und raunend formulierter Sehnsuchtsort.« (Matzig 2017: 15)

»Urbanität« erfreut sich, ohne dass genau bestimmt wäre, was das ist, hoher Wertschätzung und findet nicht selten geradezu beschwörend Verwendung. Mit »Urbanität« wird also etwas transportiert, das sich – wie Robert Musil (1974: 62) das im *Mann ohne Eigenschaften* formuliert hat – »dem genauen Urteil entzieht und von *feierlicher Unschärfe* ist« (Herv. K.S.).

In der wissenschaftlichen Diskussion erzeugen solche Begriffe erhebliche Kommunikationsprobleme. In der Praxis hingegen ist es oft gerade die »feierliche Unschärfe«, die zur »Verständigung« beiträgt: Man versichert sich wechselseitig beste Absichten durch die Verwendung des einschlägigen Vokabulars, auf dessen genauen Inhalt es dann gar nicht ankommt.

Es nimmt nicht wunder, dass sich die Immobilienwirtschaft genau diese »feierliche Unschärfe« zunutze macht und »Urbanität« als wesentliches Verkaufsargument für bestimmte Kundenkreise auserkoren hat: Mit ihrem